

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

Claudia Fraas

Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit - Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus

0. Einleitung
1. Begriffsgeschichte und Kognitivismus
2. Begriffsgeschichte und Konstruktivismus
3. Methodische Konsequenzen – Texte als Medien sozialer Kognition
4. Zusammenfassung

0. Einleitung

Begriffsgeschichte ist eigentlich Interpretationsgeschichte. Es geht darum, wie Ausdrücke in unterschiedlichen Zeitepochen und von unterschiedlichen sozialen Gruppen oder Meinungsträgern interpretiert werden. Die Besonderheit von Ausdrücken, die in diesem Zusammenhang interessant sind, besteht darin, dass sie sich nicht auf konkret wahrnehmbare Referenzobjekte beziehen, sondern auf ideelle Konstrukte für Auffassungen über die Welt und das Leben und dass deren gemeinschaftlich akzeptierte Gültigkeit immer wieder in Frage steht, also diskursiv immer wieder verhandelt wird. Diese Ausdrücke sind in ihrer Auslegungspotenz sehr viel flexibler als andere Bereiche des Lexikons, und das macht ihre Beschreibung schwierig. Unbestritten müssen dabei zwei Dimensionen miteinander verbunden werden: zum einen der Aspekt der entsprechenden Begriffsbildungs- und Bewusstseinsprozesse und zum anderen der Aspekt des diskursiven Aushandelns. Für den ersten, also den mentalen Aspekt wäre es nahe liegend, Erkenntnisse der inzwischen sehr mächtigen Kognitionswissenschaften zu nutzen. Für den zweiten Aspekt, der gemeinschaftliche Interpretationsprozesse und das kollektive Konstruieren von Wirklichkeit betrifft, lohnt sich ein Blick in Richtung Konstruktivismus. Ich werde im Folgenden durchspielen, inwieweit Ansätze des Kognitivismus einerseits und des Konstruktivismus andererseits geeignet sind, begriffsgeschichtliche Forschungen theoretisch-methodisch zu fundieren und voranzutreiben bzw. wo hier die Probleme liegen.

1. Begriffsgeschichte und Kognitivismus

Warum ein Forschungsfeld, das sich wie die Begriffsgeschichte mit Aspekten von Wissen befasst, vom Kognitivismus weitgehend unberührt bleiben konnte, ist eine nicht auf den ersten Blick einleuchtende Tatsache. Die linguistische Ausrichtung der Begriffsgeschichte hat offensichtlich die kognitive Wende nicht mitvollzogen, die in den vergangenen Jahrzehnten viele Forschungsbereiche und Fächer und auch die Linguistik erfasst hat. Das verwundert nicht zuletzt deswegen, weil kognitionswissenschaftliche Ansätze auch für begriffsgeschichtliche Forschungen nutzbringend angewandt werden können, ich denke hier an die Theorie der semantischen Netze, Frames und Schemata. (Ich werde später darauf zurückkommen.)

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

Es gibt für die Kognitions-Abstinentz der Begriffsgeschichte jedoch eine plausible Erklärung: die Kognitionswissenschaften haben sich aus unterschiedlichen Gründen in eine Richtung entwickelt, die für begriffsgeschichtliche Forschungen Defizite aufweist. Ich möchte das im Folgenden näher erläutern und beziehe mich dabei im Wesentlichen auf Francisco Varela, der sowohl die Leistungen als auch die Beschränktheiten des Kognitivismus auf den Punkt bringt. Varela sieht sowohl das Potential als auch die Defizite dieses Forschungsparadigmas darin begründet, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg sehr effektiv aus einem heterogenen Forschungsfeld heraus etabliert und institutionalisiert wurde und dass damit ein Alleinvertretungsanspruch verbunden war, der sowohl europäische Forschungsentwicklungen und -traditionen ignorierte als auch unorthodoxe Ansätze aus den eigenen Reihen unterdrückte. Die Tradition dieses neuen Forschungsfelds geht zunächst auf den interdisziplinären Austausch zwischen Forschern ganz unterschiedlicher wissenschaftlicher Ausrichtungen zurück, die sowohl im Europa als auch im Amerika der 1940er und 50er Jahre daran interessiert waren, erkenntnistheoretische Fragestellungen weniger aus einer philosophischen Tradition heraus, sondern von den natürlichen Bedingungen der Erkenntnis her zu erklären.¹ Das institutionelle Zentrum dieser internationalen und interdisziplinären Strömungen siedelte sich dann in Princeton und Massachusetts (am Massachusetts Institute of Technology (MIT)) an. Hier engagierten sich Forscher, deren Denkungsart auf eine neue Richtung hinauslief, die von Norbert Wiener „Kybernetik“ genannt wurde: eine „Naturwissenschaft des Denkens und Erkennens“ (VARELA 1993, 32), deren Ziel es war, die Funktionsweise des Gehirns und Denk- und Erkenntnis-Prozesse über explizite Mechanismen abzubilden. Zu den hier besonders engagierten Forschern gehörten außer Wiener selbst u.a. Turing, der Begründer der Computerwissenschaft, McCulloch, der das Gehirn als eine Art nach logischen Prinzipien funktionierende Apparatur ansah, und von Neumann, der aus diesen Grundideen später die erste digitale Rechenmaschine entwickelte.

Damit waren die Weichen gestellt, Denken über Computermodelle zu erklären, nämlich als eine Prozedur, die auf der Basis logischer Operationen als Verrechnung von Symbolen funktioniert, und das Gehirn entsprechend als einen computerähnlichen Apparat vorzustellen. Hier setzten Mitte der 50er Jahre Forscher wie Chomsky und Minsky an und arbeiteten aus den ursprünglich kybernetischen Ansätzen die Richtung heraus, die wir heute als Kognitivismus kennen.

Was zunächst noch ein tastender Versuch war - Denken und Erkennen als eine Art Logik, [...] als eine Art des Rechnens anzusehen -, wird hier nun zu einer anspruchsvollen Hypothese gemacht, wobei das starke Bestreben unverkennbar ist, diese Hypothese scharf von ihren weiter ausgreifenden explorativen und interdisziplinären Ursprüngen abzutrennen, in denen [...] (Erkenntnistheorie,

¹ In der Schweiz forschte Jean Piaget zur „genetischen Epistemologie“, Konrad Lorenz widmete sich der von ihm so bezeichneten „evolutionären Erkenntnistheorie“ und gleichzeitig befasste sich in Amerika Warren McCulloch mit einem Bereich, den er „experimentelle Epistemologie“ nannte. Epistemologie wird hier in der angelsächsischen Interpretation, als Erkenntnistheorie verstanden (vgl. VARELA 1993, 31).

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

Psychologie) und Sozialwissenschaften in all ihrer mannigfaltigen Komplexität eine wichtige Rolle spielten. (ebd., 38).

Die Kernidee, die damals entwickelt wurde, besagt, dass die menschliche „Intelligenz in ihren wesentlichen Merkmalen einem Computer so stark ähnelt, dass Kognition als Rechnen mit symbolischen Repräsentationen definiert werden kann“ (ebd., 37). Bedeutungszuschreibung kommt durch die regelhafte Verrechnung von Symbolen auf der Repräsentationsebene zu Stande, also auf der Basis logischer Operationen. Sicher trifft dies auf einen Teil kognitiver Prozesse zu, kann jedoch das Wesen von Kognition insgesamt nicht hinreichend erklären. Problematisch sind dabei vor allem zwei Punkte:

Erstens werden Repräsentationen nicht nur als Modellvorstellung angenommen, sondern als etwas physikalisch Gegebenes, das im Gehirn wie im Computer in Form eines symbolischen Kodes unter jeweils exakten Adressen existiert. Kognition wird also verstanden als nach sequenziellen Regeln ablaufende Verarbeitung von Symbolen, die materiell auf der Ebene der Repräsentationen lokalisiert sind. Auf diese Weise erscheint Kognition als voraussagbar und durch die vorausgesetzten materiell vorhandenen Repräsentationen festgelegt. Dabei stellt sich zum einen die Frage, woher die Regeln stammen und wie die einzelnen Symbole der Repräsentationsebene zu ihren Bedeutungen kommen. Beim Programmieren eines Rechners übernimmt der Softwareentwickler diese Festsetzungs-Aufgabe, indem er Symbolen Bedeutungen zuweist. Wie wird das dagegen im Gehirn bewerkstelligt? Zum anderen folgt sowohl aus der Lokalisierung der Symbole als auch aus der Vorstellung von der Notwendigkeit, dass die Regeln der Reihe nach abgearbeitet werden müssen, dass Fehler im System zu schwerwiegenden Störungen führen müssten. Die Vorstellung von der Lokalisierbarkeit von Repräsentationen wird von der Aphasieforschung z.T. gestützt. Ebenso konnte jedoch in deren Rahmen auch empirisch nachgewiesen werden, dass Funktionen gestörter Bereiche des Gehirns bis zu einem gewissen Grade von anderen Bereichen mit übernommen werden können. Die Vorstellung von der Lokalisierbarkeit der Symbole ist also problematisch.

Ein zweites tief greifendes Problem ist mit der Annahme verbunden, das Gehirn sei ein informationsverarbeitender Apparat, der selektiv auf Merkmale einer vorgegeben Umwelt reagiert (vgl. ebd., 52), und Kognitionsprozesse seien dementsprechend Abbildungsprozesse, das Erkennen der Welt funktioniere also über das Abbilden ihrer Merkmale. Diese Vorstellung impliziert die Endlichkeit und eine gewisse Eindeutigkeit der abzubildenden Außenwelt - und gerade daran sind bisher sowohl die KI-Forschung als auch die traditionelle Merkmalsemantik und Versuche in Richtung automatischer Übersetzungsprogramme gescheitert. Gegen Ende der 70er Jahre zeigte sich nämlich immer deutlicher, „dass sogar die simpelste kognitive Handlung einen anscheinend unendlich großen Bedarf an Wissen erfordert, den wir gewöhnlich stillschweigend voraussetzen [...], der jedoch jedem Computer löffelweise eingeflößt werden muss“ (ebd., 94). Die Vorstellung von Kognition als im Wesentlichen auf Abbildung von Merkmalen beruhender Prozedur ist also schwer haltbar. Gerade in der Abbildtheorie liegt auch eine für begriffsgeschichtliche Forschungen unannehmbare Prämisse: Begriffsgeschichte zeigt eindrucksvoll, dass wir nicht nur eine vorgegebene Welt abbilden, sondern dass wir

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

interpretieren, uminterpretieren und im Diskurs Wirklichkeiten erschaffen. Aber dazu später.

Trotz aller Problematik muss jedoch anerkannt und festgehalten werden, dass der Kognitivismus sich als gut ausgearbeitete Theorie weltweit etablieren konnte und bahnbrechende technische Anwendungen hervorbrachte. Der Preis dafür war, dass

die spätere Kognitionswissenschaft sich in der Phase ihrer eindeutig kognitivistischen Orientierung [...] von ihrem zwar komplexen und undurchschaubaren, aber auch reichhaltigen Wurzelgeflecht abschneiden musste, um als echte Wissenschaft etabliert werden zu können. [...] es ist der Preis, der dafür zu zahlen ist, dass sich aus dem Nebel eines explorativen Stadiums ein Paradigma herauskristallisieren kann (ebd., 31).

Ideen, die in den Gründerjahren intensiv diskutiert worden waren, etwa Begriffe wie Emergenz, Selbstorganisation und Intentionalität von Bedeutungen, wurden dem kognitivistischen Paradigma geopfert. Nach Jahrzehnten des Erfolgs treten die Beschränktheiten des Paradigmas immer deutlicher zu Tage. Den ersten folgenschweren Anfechtungen war der orthodoxe Kognitivismus bereits in den späten siebziger Jahren ausgesetzt, als konnektivistische Ansätze Phänomene wie Emergenz und Selbstorganisation wiederentdeckten.

Konnektivisten fassen Kognition nicht als regelgeleitete Symbolverrechnung auf, sondern als Emergenz, also als spontanes Entstehen globaler Zustände in einem Netzwerk. Gehirne arbeiten aus konnektivistischer Perspektive auf der Grundlage vieler weitverzweigter Verknüpfungen, wobei - wie VARELA schreibt - „das Verhalten des gesamten Systems [...] viel stärker dem Stimmengewirr einer Cocktailparty (ähnelt) als einer Kette von Befehlen“ (ebd., 75). Nicht unter exakten Adressen gespeicherte Symbole und nicht isolierte Neuronen sind interessant, sondern das dynamische Zusammenspiel der Einzelelemente des Netzwerks, das immer neue Zustände und Eigenschaften entstehen lässt. Erst über die Mitwirkung an vielen übergreifenden Mustern, also über die Verknüpfung tragen die einzelnen Bestandteile zur Entstehung von Bedeutung bei. Bedeutung wird also nicht in den einzelnen Bestandteilen gesucht, sondern in komplexen Aktivierungsmustern, die sich aus deren Interaktion ergeben. Die Verknüpfungen zwischen den Bestandteilen sind bis zu einem gewissen Grade stabil, in einem höheren Maße jedoch dynamisch. Dies führt zum Phänomen der Selbstorganisation, denn durch Erfahrung oder Lernen können sich die Verknüpfungen zwischen den Neuronengruppen verändern.

Konnektivistische Modelle sind geeignet, Phänomene wie schnelles Wiedererkennen, assoziatives Gedächtnis und kategoriale Verallgemeinerung zu erklären. Was auch sie nicht erklären können, sind die Einbindung kognitiver Phänomene in Geschichte, Kultur und Gesellschaft und das Entstehen und Vergehen gesellschaftlicher Wissenssysteme, also die für Begriffsgeschichte zentralen Probleme. Das vor dem Hintergrund der Begriffsgeschichte am deutlichsten hervortretende Defizit sowohl des Kognitivismus als auch des Konnektivismus besteht in der einseitigen Sicht auf das Phänomen Wissen, das

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

in erster Linie als individualpsychologisches Phänomen aufgefasst und beschrieben wird. Dabei wird zwar eingeräumt, dass die Bildung von Begriffen weniger auf Abstraktion gemeinsamer Invarianten beruht, sondern vielmehr auf Abstraktion verhaltensrelevanter Merkmale (vgl. HOFFMANN 1996, 100). Die Rolle sozialer Erfahrungen für kognitive Prozesse wird also durchaus anerkannt, denn Verhaltensrelevanz ist ein Kriterium, das über das Einzelindividuum hinausweist. In welchem Maße jedoch historische, soziale und kulturelle Bedingungen die individuelle Wahrnehmung prägen, wird von psychologischen Theorien nicht explizit ausgeführt. Wenn man jedoch - wie im Rahmen der Begriffsgeschichte - nicht nur individualpsychologische, sondern in erster Linie gesellschaftliche Begriffsbildungsprozesse im Auge hat, ist eine ganzheitliche Betrachtung begrifflicher Phänomene unabdingbar. Das heißt, Wissen muss doppelt perspektiviert werden: sowohl aus der psychologisch motivierten kognitiven Perspektive heraus im Zusammenhang mit subjektiver Wahrnehmung als auch aus der gesellschaftlich, historisch und kulturell bedingten Perspektive heraus im Sinne von kollektivem Bewusstsein und kulturellem Gedächtnis - als gemeinschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Dieser Brückenschlag, der angesichts verhärteter forschungspolitischer Fronten nur schwer zu vollziehen, aber für begriffsgeschichtliche Forschungen überaus reizvoll ist, wird theoretisch motiviert durch die soziokulturell orientierte Ausrichtung des Konstruktivismus, wie ich im Folgenden näher ausführen werde.

2. Begriffsgeschichte und Konstruktivismus

Vertreter des „gemäßigten“ Konstruktivismus² stehen für die Auffassung, dass sich Wissen in ständig ablaufenden Verstehens- und Interpretationsprozessen konstituiert und dass diese Prozesse vom sinnvollen und anschlussfähigen Handeln der Individuen in Gesellschaft und Geschichte geprägt sind (vgl. VARELA 1993, 96). Hier werden zwei bis dahin unüberbrückbar scheinende Abgründe überwunden: Zum einen werden die Phänomene Denken und Handeln explizit aufeinander bezogen, zum anderen werden alltägliches Wissen und gesunder Menschenverstand salonfähig gemacht. Varela schreibt dazu mit Blick auf den orthodoxen Kognitivismus: „Handlungszusammenhang und alltägliches Wissen sind keine Artefakte von bloß marginaler Bedeutung, die schrittweise durch die Erfindung immer komplizierterer Regeln eliminiert werden können. Sie sind die eigentlichen Grundlagen aller kreativen Kognition.“ (Ebd., 97) Diese bei Varela nicht weiter ausgeführte Sichtweise wird von soziokulturell denkenden Konstruktivisten (hier vor allem SCHMIDT; auch BERGER/LUCKMANN 1980) durch die doppelte Perspektivierung des Wissens-Begriffs ausdifferenziert: Wissen wird sowohl als biologisches als auch als soziokulturelles Phänomen aufgefasst, das zum einen neurophysiologisch an Individuen gebunden ist und sich zum anderen in sozialer Interaktion nach sozialen Regeln unter spezifischen kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen ausformt. Diese

² Als „gemäßigt“ gelten Konstruktivisten, die die Autonomie des kognitiven Systems relativieren, indem sie eine evolutionär, gattungsspezifisch, historisch und sozio-kulturell gegebene Beeinflussung einräumen (Varela), wenn nicht als konstitutiv voraussetzen (Schmidt).

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

Perspektivierung eröffnet die Möglichkeit, die individual-psychologischen Aspekte von Wissen mit den sozio-kulturellen Aspekten zu verbinden: Individuelles Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Erinnern, Handeln und Kommunizieren wird als Prozess gesehen, der von den Mustern und Möglichkeiten bestimmt ist, die jeden Menschen als Gattungswesen, als Gesellschaftsmitglied, als Sprecher einer Muttersprache und als Angehörigen einer bestimmten Kultur prägen. „Unterscheidungen, die kognitive Systeme treffen [...], sind [...] in der Regel keineswegs subjektiv und willkürlich, sondern - etwa in Form kognitiver Schemata [...] - einerseits ontogenetisch verfestigt und andererseits soziokulturell ‚imprägniert‘, da ihre Durchsetzbarkeit und Stabilität kontrolliert wird durch die Beobachtung anderer kognitiver Systeme und durch (Selbst)Beobachtungen [...]“. (SCHMIDT 1996, 31f.) Hier wird schon deutlich, dass kognitionswissenschaftlich tradierte Modellvorstellungen wie Frames und Schemata, die in der KI-Forschung entwickelt und von der kognitiven Semantik übernommen worden sind, eben nicht ausschließlich individualpsychologisch zu erklärende Phänomene sind. Die Orientierung dieser Modelle lag in den Kognitionswissenschaften immer auf dem kognitiv-psychologischen Aspekt, und die Tatsache, dass Schema-Vorstellungen diesen Status erst beanspruchen können, wenn sie gemeinschaftlich geteilte Vorstellungen betreffen, also das Verankert-Sein von Schema-Wissen im kollektiven Bewusstsein einer Sprachgemeinschaft, wurde vernachlässigt.

Das In-Beziehung-Setzen von Denken und Handeln einerseits und von Kognition und Kommunikation andererseits erscheint intuitiv völlig einleuchtend. Von den Einzelwissenschaften, die ihre theoretischen Modelle und Forschungsmethoden entweder auf die Erklärung von Kognition oder auf die Erklärung von Kommunikation richteten, wurde es jedoch lange nicht explizit vollzogen. Über die doppelte Perspektivierung von Wissen und das Konstrukt der strukturellen Kopplung können konstruktivistische Ansätze diese Integration leisten. Die Idee der strukturellen Kopplung ermöglicht das In-Beziehung-Setzen von Phänomenen, die einen notwendigen Zusammenhang, jedoch kein einheitliches System bilden. Diese Idee, die von Maturana (1985) stammt, wird von Schmidt übernommen und auf das Verhältnis von Kognition und Kommunikation übertragen. Bewusstseins- und Kommunikationsprozesse laufen zwar getrennt voneinander ab, sind jedoch durch die Synchronität ihrer Abläufe strukturell gekoppelt. Sie stehen im Verhältnis der Gleichzeitigkeit, nicht der Kausalität (wobei Kausalitätsverhältnisse nicht vollständig ausgeschlossen werden). Vermittelt wird die strukturelle Kopplung zum einen durch Sprache, zum anderen durch „Medienangebote“, also im Wesentlichen Bilder, Klänge und Texte im weitesten Sinne. Sprache und Medienangebote koppeln Bewusstsein und Kommunikation, indem sie in beiden Dimensionen synchrone Ereignisse auslösen.

Sinnstiftung und Wissensproduktion werden für das Individuum erst dadurch möglich, dass kognitive Operationen ständig auf kollektives Wissen rückbezogen werden (vgl. Schmidt 1996, 43). „Kommunikation erzeugt soziales Wissen und bestätigt es zugleich durch Anschließbarkeitserfahrungen in der Kommunikation. Dieser Zirkel befreit uns von einem lästigen sprachphilosophischen Phänomen, nämlich vom Problem der Referenz“ (ebd., 62f.), das für begriffsgeschichtlich relevante Ausdrücke ohnehin ausgesprochen

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzel. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

fragwürdig ist. Begriffsgeschichtlich relevante Ausdrücke beinhalten ideelle Konstrukte und beziehen sich viel eher auf kollektives Wissen als dass sie auf eine wie auch immer geartete Realität Bezug nähmen. Hier gehen wir aus einer begriffsgeschichtlichen Perspektive heraus völlig konform mit der konstruktivistischen Auffassung, dass „die ‚Realität‘, über die wir in der Kommunikation sprechen, [...] eine in der Kommunikation erzeugte und bezeugte Wirklichkeit kollektiven Wissens über die Wirklichkeit [ist]. [...] Kommunikationen beziehen sich auf vorausgegangene Kommunikationen und orientieren sich an künftigen Kommunikationen. [...] Kommunikationsteilnehmer leisten in Form von Medienangeboten Beiträge zu Themen im Sinn- und Äußerungszusammenhang von Diskursen“ (ebd., 62f.). Medien und Sprache im Allgemeinen und Texte im Besonderen tragen dazu bei, die Differenziertheit und Varianz der Weltentwürfe gesellschaftlich zu vermitteln und über gesellschaftliche Diskurse Sinn zu stiften.

3. Methodische Konsequenzen - Texte als Medien sozialer Kognition³

In literalisierten Gesellschaften fungieren Texte als Medien der Konstitution und Weitergabe von Wissen und somit als zentrales Glied gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse. Kollektives Bewusstsein und kulturelles Gedächtnis konstituieren sich in Schriftkulturen über Intertextualitäts-Prozesse. Indem sich Wissen über Vertextung konstituiert und manifestiert, wird es kollektiv verfügbar - es wird vom individualpsychologischen zum überindividuellen Phänomen und auf diese Weise der gemeinschaftlichen Ratifizierung unterworfen, also auf seine „soziale Passform“ (vgl. FEILKE 1994) hin überprüft. Kommuniziertes Wissen wird von der Sprachgemeinschaft nur aufgenommen und akzeptiert, wenn es „anschlussfähig“ ist. Der Begriff der Anschlussfähigkeit beinhaltet das Bezogen-Sein von Kommunikationsprozessen auf gewesene Kommunikationsprozesse und die Antizipation von Folgekommunikation und ist aus soziokulturell-konstruktivistischer Sicht ein zentraler Begriff zur Erklärung der strukturellen Kopplung von Kognition und Kommunikation (vgl. SCHMIDT 1996). Anschlussmöglichkeiten und Anschlusszwänge werden über gesellschaftlich konstituierte thematische Wahrscheinlichkeitsstrukturen geschaffen, die sich als „thematische Räume“ (vgl. ebd.) bzw. vorherrschende Diskurse manifestieren und mit gängigen Denk-, Deutungs- und Bewertungsmustern verbunden sind. „Nur was in einer dem herrschenden ‚Denkstil‘ entsprechenden Form kommuniziert wird, hat eine Chance, in das System [... des] relevanten und gültigen gesellschaftlichen [... Wissens] aufgenommen zu werden.“ (KNOBLOCH 1995, S. 81)⁴ Auch Ideen und Begriffe, die als Antithesen zu vorherrschenden Denk-, Deutungs- und Bewertungsmustern gesetzt werden, können nur dann erfolgreich sein, wenn sie den Denkstil einer aufstrebenden sozialen Gruppe treffen und deren Interessen adäquat zum Ausdruck bringen.⁵

³ Zum Begriff der sozialen Kognition vgl. MOSCOVICI 1981 und 1984, WAGNER 1997 und ANTOS 1997.

⁴ Zu „Denkstil“ vgl. FLECK 1935/1980; vgl. auch die Ausführungen zum „common sense“ in FEILKE 1994.

⁵ Vgl. KNOBLOCH 1995, S. 85; vgl. auch SCHMIDT 1996, der von J. SHOTTER die „social-accountability“-These übernimmt (J. SHOTTER: Social accountability and selfhood. Oxford 1984), um diese Art Dynamik und Wandel von Denkmustern in die Theorie der strukturellen Kopplung von Kognition und Kommunikation einbauen zu können. „Social-accountability“ besagt, dass jeder Beiträger zum einen das

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzel. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

Die Kommunikation und Ratifizierung von Wissen läuft also gesamtgesellschaftlich gesehen über wechselseitige Produktion und Rezeption von Texten und über Intertextualität im weitesten Sinne. In dieser Hinsicht können große Mengen von Texten, die in elektronischen Korpora gespeichert sind, als gleichsam gefrorenes kollektiv verfügbar gemachtes Wissen aufgefasst werden. Es ist wichtig zu betonen, dass erst die Betrachtung großer Korpora diese Art Einsichten in jemals kommuniziertes Wissen ermöglichen. Denn es wäre naiv anzunehmen, dass jeder einzelne Text oder jede einzelne verbale Interaktion semantisch hinreichend explizit ist, um den Sprecherintentionen entsprechend angemessen interpretiert zu werden. Ganz im Gegenteil: der Einzeltext ist semantisch unterspezifiziert, d.h. sein Sinn konstituiert sich erst durch die Interpretationsleistung des Rezipienten, der über das im Text verbalisierte Wissen hinaus Weltwissen aktiviert. Ist man jedoch in der Lage, große Textmengen analytisch zu betrachten, dann wird augenscheinlich, dass die semantische Unterspezifiziertheit des Einzeltextes in Text-Korpora aufgehoben ist. Auch stillschweigend vorausgesetztes Wissen wird also nicht prinzipiell nicht, sondern nur bezogen auf einen einzelnen Text nicht verbalisiert. Im Korpus existieren Texte, die stillschweigendes Wissen verbal explizieren.

Korpora enthalten also Spuren gemeinschaftlichen Wissens, und es gibt methodische Wege, Aspekte dieses Wissens aus großen Text-Mengen zu erschließen. Eine Integration kognitionswissenschaftlicher und soziokulturell geprägter konstruktivistischer Annahmen begründet diese Herangehensweise: Kognitivisten gehen davon aus, dass sich Äußerungsbedeutungen konstituieren, indem Konzepte kontextualisiert, also in syntaktische Umgebungen eingebettet und so auf sprachliche Strukturen bezogen werden. Über die systematische Auswertung der sprachlichen Umgebungen von Ausdrücken sind Bedeutungskonstitutions- und Interpretations-Prozesse also analytisch greifbar.⁶ Brauchbare Daten sind jedoch nur zu erheben, wenn Gelegenheitsbildungen und okkasionelle Einbettungen ausgeschlossen werden. Um syntaktische Umgebungen als empirischen Fundus für semantische Analysen sinnvoll zu nutzen, ist es also notwendig, nicht beliebige, sondern wesenhafte sprachliche Umgebungen von Ausdrücken zu erfassen. Es geht um die Suche nach sozial geprägten sprachlichen Mustern, über die sich die weiter oben behandelte konstruktivistische Annahme der strukturellen Kopplung von Kognition und Kommunikation manifestiert. Hier erweist sich die Vorstellung von Wissensrahmen als Raster für Begriffsbildungs- und Interpretationsprozesse als hilfreich und bietet eine theoretisch-methodische Basis. Vor allem ermöglicht es die Vorstellung von Wissens-Rahmen, Kognition als sozial geprägtes Phänomen zu begreifen, denn

Recht in Anspruch nimmt, alles Gesagte in Frage stellen zu dürfen, und dass er zum anderen die soziale Verpflichtung akzeptiert, auf In-Frage-Stellen angemessen zu reagieren. Social accountability könnte also eine Kategorie sein, die thematische Räume offen hält für Erweiterungen und Korrekturen oder auch für deren Ablösung durch neu aufkommende Themen, Denkmuster und Diskurse. Dazu müsste jedoch die Ebene der direkten Interaktion, auf der social accountability bei SHOTTER erklärt wird, verlassen und der Blick auf gesamtgesellschaftliche Kommunikationsprozesse gerichtet werden.

⁶ Vgl. hier auch PUSTEJOVSKY 1995, der syntagmatische Beziehungen als elementar für Bedeutungszuschreibungen ansieht.

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzel. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

Rahmen betreffen im Sinne von Musterwissen weniger individuelles Wissen, sondern Wissen im Sinne von common sense und sind somit soziokulturell geprägt.

In den vergangenen Jahren habe ich mehrfach gezeigt, wie auf der Grundlage großer Textkorpora mit Hilfe der Modellvorstellung von Frames und Schemata Interpretationsprozesse empirisch nachgewiesen und beschrieben werden können. (vgl. FRAAS 1996 und 1998; vgl. auch FRAMENET 1998). Wenn die entsprechenden Kontextinformationen über Korpusanalysen erhoben und auf der Grundlage des Frame-Modells systematisch ausgewertet werden, wird es möglich, den Gebrauch von Ausdrücken über große Zeiträume hinweg zu dokumentieren, zu beschreiben und zu vergleichen.

Diese Herangehensweise ist mit einer Reihe von Vorzügen verbunden. Sie eröffnet die Chance, Spuren vergangener medienvermittelter Kommunikationsprozesse aufzufinden, die in großen Mengen von Texten aufgehoben sind. Auf diese Weise können über Kontextualisierungsmuster die sozialen Bezugsrahmen rekonstruiert werden, vor deren Hintergrund in unterschiedlichen historischen Zeiträumen Begriffe gebildet und Ausdrücke interpretiert wurden. Die Einführung des Frame-Modells stellt dafür ein methodisches Instrumentarium zur Verfügung. Auf diese Weise können Vorstellungen, die in einer Sprachgemeinschaft über grundlegende, gesellschaftlich relevante Erscheinungen, Prozesse, Zustände oder Werte existieren und die mit abstrakten Wortschatzbereichen verbunden sind, linguistischen Analysen zugänglich gemacht werden. Die Auswertung großer Textmengen führt nicht nur vor, was sich verändert, sondern auch wie, d.h. über welche sprachlichen, diskursiven und textuellen Mechanismen es sich verändert. So wird es möglich, die sowohl historisch als auch sozial bestimmten Denk- und Interpretationsmuster aufzudecken, die z.B. dazu führen, dass sich bestimmte Begriffe durchsetzen, andere aber wieder aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwinden.

Durch diesen Bezug zu sprachlichen, kommunikativen und medialen Kontexten werden Begriffe nicht mehr als „kontextfreie Sinnträger“ (KNOBLOCH 1992, 11) betrachtet, wie es im Rahmen der ideengeschichtlichen Traditionen der Begriffsgeschichte üblich ist. Auch die ideengeschichtlich tradierte Fixierung auf philosophiegeschichtliches und historisches Fachwissen und die Orientierung an geistigen Eliten kann durch ein korpuslinguistisches Vorgehen überwunden werden. Korpora eröffnen darüber hinaus die Chance auf eine sozial differenzierte Sicht: auch Alltagsvorstellungen können rekonstruiert werden, wenn sie sich diskursiv mit Experten-Meinungen brechen und mischen.

4. Zusammenfassung

Ich komme zum Schluss und fasse die Quintessenz meiner Ausführungen folgendermaßen zusammen:

Eine theoretisch-methodisch fundierte Begriffsgeschichte integriert Aspekte des Kognitivismus ebenso wie Aspekte des Konstruktivismus und nimmt kollektive, d.h. gesellschaftlich gebrochene Wissenssysteme in den Blick. Die zentrale Frage ist hierbei

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

die Frage nach der Vergesellschaftung von Wissen. Sie kann nur gelöst werden, wenn mentale Aspekte mit Aspekten von Kollektivität und Gesellschaftlichkeit verbunden werden.

Als fruchtbarer Weg in diese Richtung erweist sich die Integration von kognitivistischen und konnektivistischen Erkenntnissen über Wissensstrukturen und Wissensverarbeitung einerseits mit konstruktivistischen Vorstellungen andererseits, die eine Verbindung zwischen Kognition und kollektivem Bewusstsein herstellen.

Methodisch und empirisch lässt sich ein derartiges Vorhaben über einen frame-orientierten, korpuslinguistischen Zugang bewältigen. Verbindendes Glied dieser integrativen Sicht ist die Idee, dass Wissen über Vertextung manifest wird und medienvermittelt weitergegeben werden kann, sozusagen von den Köpfen in die Welt kommt. Kognitionsprozesse werden nicht nur als mentales, sondern auch als sozial und historisch geprägtes Phänomen gesehen. Damit werden sie für Begriffsgeschichte interessant, denn die Trennung von kognitivistischer und sozialer Sicht wird aufgehoben.

Literatur

ANTOS 1997 = GERD ANTOS: Texte als Konstitutionsformen von Wissen. In: Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends. Hrsg. v. GERD ANTOS und HEIKE TIETZ. Tübingen 1997, 43-63.

BERGER/LUCKMANN 1980 = PETER L. BERGER und THOMAS LUCKMANN: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M. 1980.

FEILKE 1994 = HELMUT FEILKE: Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie „sympathischen“ und „natürlichen“ Meinens und Verstehens. Frankfurt/M. 1994.

FLECK 1935/1980 = LUDWIK FLECK: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt/M. 1980 (Erstdruck 1935).

FRAAS 1996 = CLAUDIA FRAAS: Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen - Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen 1996.

FRAAS 1998 = CLAUDIA FRAAS: Interpretations- und Gebrauchsmuster abstrakter Nomina - ein korpusbasierter Beschreibungsansatz. In: Deutsche Sprache 26/3. 1998, 256-272.

FRAMENET 1998 = The FRAMENET Project.
<http://www.icsi.berkeley.edu/~framenet/index.html>.

HOFFMANN 1996 = JOACHIM HOFFMANN: Die Genese von Begriffen, Bedeutungen und Wörtern. In: Bedeutung - Konzepte – Bedeutungskonzepte. Hrsg. v. JOACHIM GRABOWSKI, GISELA HARRAS und THEO HERRMANN. Opladen 1996, 88-119.

Fraas, Claudia (2003): Kognition und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit – Begriffsgeschichte zwischen Kognitivismus und Konstruktivismus. In: Martin Wengeler (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/New York 2003, S. 48–61.

- KNOBLOCH 1992 = CLEMENS KNOBLOCH: Überlegungen zur Theorie der Begriffsgeschichte aus sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Sicht. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Bonn 1992, 7-24.
- KNOBLOCH 1995 = CLEMENS KNOBLOCH: Zur Reichweite, Funktion und Beschreibung von Grundbegriffen. In: Grenzüberschreitungen. Festschrift für WOLFGANG POPP zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. GERHARD HÄRLE. Essen 1995, 77-92.
- MOSCOVICI 1981 = SERGE MOSCOVICI: On Social Representation. In: Social Cognition: Perspectives on Everyday Understanding. Ed. by J.P. FORGAS. New York 1981, 181-209.
- MOSCOVICI 1984 = SERGE MOSCOVICI: The Phenomenon of Social Representations. In: Social Representations. Ed. by R.M. FARR and S. MOSCOVICI. Cambridge 1984, 3-69.
- MATURANA 1985 = HUMBERTO R. MATURANA: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. 2. Aufl. Braunschweig/Wiesbaden 1985.
- PUSTEJOVSKY 1995 = JAMES PUSTEJOVSKY: The Generative Lexicon. Cambridge/London 1995.
- SCHMIDT 1996 = SIEGFRIED J. SCHMIDT: Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Kultur und Medien. Frankfurt/M. 1996.
- VARELA 1993 = FRANCISCO J. VARELA: Kognitionswissenschaft – Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven. Frankfurt/M. 1993.
- WAGNER 1997 = FRANC WAGNER: Metaphern und soziale Repräsentation. In: Medien - Metaphern - Wissenschaft. Hrsg. v. BERND-ULRICH BIERE und WOLF-ANDREAS LIEBERT. Opladen 1997, S. 210-224.